

Zur Eröffnung seiner Ausstellung in der
FAGUS-Galerie in Alfeld an der Leine am
31. August 2007

Über Wilfried Köhnemann

Als wir uns vor ein paar Tagen trafen, fiel uns ein, dass wir uns vor ziemlich genau 50 Jahren zum ersten mal begegnet sind – zwei Anfänger, aber jeder auf seine Weise neugierig in seinem Metier.

Ich hatte, von Berlin kommend, bei einer Heimatzeitung in der niedersächsischen Provinz - genauer: beim „Burgdorf Kreisblatt“ - anderthalb Jahre lang volontiert, war danach Bezirksredakteur der Hannoverschen „Norddeutschen Zeitung“ für Stadt- und Landkreis Nienburg an der Weser geworden, wo ich Tag für Tag anderthalb Zeitungsseiten im wesentlichen allein zu füllen, also auszukundschaften und zu schreiben hatte. Wegen einer absonderlichen Anordnung des Chefredakteurs bekam ich Ärger mit ihm - und so fand ich kurz darauf im Stellenteil der „Neuen Zürcher Zeitung“ die ich mir dann und wann leistete, ein Inserat und bewarb mich nach Hamburg: Der Constanze-Verlag – benannt nach der damals angesehenen, bemerkenswert intelligent gemachten, auch intellektuellen Ansprüchen nie ganz abgeneigten Frauenzeitschrift „Constanze“ -, dieser Verlag also suchte einen Redakteur für seine kleine Redaktion, die für die Sonderhefte des Verlages zuständig war. Sie nahmen mich, und so wurde ich einer von fünf Redakteuren, die, wie ich bald bemerkte, sehr ehrgeizig, das heißt: mit sich selber anspruchsvoll waren.

Das erste Heft, in das ich platzte, war ein „Haushaltsheft“. Ich erinnere mich, dass wir selbst große doppelseitige Anzeigen, deren Gestaltung uns missfiel, unserem Anspruch entsprechend umgestalteten – mit Genehmigung der inserierenden Firmen.

Das nächste Sonderheft war das dritte und zugleich letzte mit dem Titel „Schöner Wohnen“ - dann hatte der junge Chefredakteur es beim alten Verleger John Jahr geschafft, daraus ein Monatsblatt zu machen, dessen heutige Version allerdings mit dem inhaltlichen Qualitätsanspruch unseres Anfangs nichts mehr zu tun hat. Wir wollten nicht „Auflage um jedem Preis machen“; wir wollten vor den Augen unserer Leser keine Grabbelkiste voller populärer Einrichtungstips und schnuckelige Häuser ausschütten, sondern sie zu besserem, möglichst gutem, modernen Geschmack erziehen. Allerdings hatte unserem Verlag dieser Elan bald wenig gefallen – für mich nebenbei der Anlass, damals 1959, Ausschau bei meinen Traumzeitungen zu halten, auf eigene Faust – und hatte Glück bei der ZEIT.

Doch neben unserer Arbeit am Sonderheft hatte ich zugleich für die Frauenzeitschrift „Constanze“ den kleinen Wohnteil zu besorgen, in dem den Lesern Ratschläge gegeben werden sollten, wie sie sich ihre Wohnungen einrichten könnten, so modern und so praktisch wie möglich natürlich – und eben da trat der junge, ebenso temperamentvolle wie einfallsreiche Innenarchitekt Wilfried Köhnemann auf. Er war gleichsam unser Praktiker, der wie wir unser

lesendes Publikum zu erziehen hoffte, ohne dass es das merkte, und ihnen viele Tips gab. Zu seinen Aufgaben gehörte es unter anderem, den auf die meisten Menschen sehr abstrakt wirkenden Grundrissen eine begreifliche Darstellung zu geben – und sie womöglich mit perspektivischen Darstellungen zu ergänzen. Vor allem war er der eigentliche Wohnungs- Gestalter.

Unterdessen hatte der Constanze- Verlag- vom Ullstein- Verlag in Berlin- die frühere Konkurrenz- Zeitschrift „Brigitte“ erworben. Und so hatten wir alle zwei Wochen zwei Vorschläge auszuarbeiten. In der „Constanze“ hieß die Lösung „Wie richte ich dieses oder jenes Zimmer ein“- für das andere Blatt hieß die Rubrik „Das Brigitte- Zimmer“.

Und natürlich bekam darin auch Platz, was der junge Innenarchitekt Wilfried Köhnemann inzwischen selber entwickelt hatte, nämlich: Selbstbaumöbel. Sie sehen, dass die IKEA- Idee schon viele Jahre zuvor einen Vorläufer hatte, eigentlich: den Ideenerfinder. Und so war es lustig, als mir vor zwei Wochen meine Frau ins Dachzimmer hinauf rief: „Du, gerade eben ist ein CAR- Möbel- Auto vorbeigefahren, die gibt's also immer noch!“

Es gibt die CAR- Möbel- Produktion – C A R geschrieben- tatsächlich nach wie vor, wenngleich es längst nicht mehr die sind, die Wilfried Köhnemann vor einem halben Jahrhundert für die Tischlerei Fritz Carstens in Zetel, nicht weit von seinem Geburtsort Wilhelmshaven, entworfen hatte: zum Beispiel einen kantigen, gleichwohl bequemes, auf mich sehr charaktvoll wirkenden Sessel, einen Couchtisch, einen Würfelhocker, ein Regalsystem, niedrige Wandschränke und so weiter. Ich hatte mich davon so faszinieren lassen, dass ich mir nicht nur CAR- Möbel kaufte, sondern den CAR- Leuten auch den Text für ihr erstes orange gelbes Informationsblatt geschrieben habe. Intelligent entworfene Selbstbaumöbel – genau das brauchte man – ebenso wie sie so ziemlich alles, wofür wir damals gefochten haben – s e h r notwendig: gerade mal ein Dutzend Jahre nach dem fürchterlichsten aller Kriege, im Angesicht immer noch quälender Trümmerwüsten in den Städten, der beherzten Aufbauarbeit, deren Thema für die meisten natürlich vor allem dies war: die eigene Wohnung, möglichst das eigene Haus – und alsbald auch der wunderliche Traum von einem „Bungalow“. Und die moderne Gegenwart sollte sich nicht zuletzt in einem modernen, das heißt schnörkellosen, ansehnlichen, leichten, gebrauchstüchtigen, möglichst erschwinglichen Mobiliar ausdrücken. Das Vorbild dafür waren – was die wenigsten Menschen wussten – die sozial- ästhetischen Bestrebungen der zwanziger Jahre, der klassischen Moderne.

Wilfried Köhnemann befand sich also – salopp formuliert – auf genau dem richtigen Dampfer. 1933 in Wilhelmshaven, gleichsam als Rand- Ostfriesen geboren, wurde nicht, was sein Vater, ein Lehrer, ihm nahe gelegt hatte, ein Gewerbelehrer. Immerhin begann er mit einem Handwerk. Er lernte tischlern, legte eine Gesellenprüfung ab, ging dann freilich nicht auf die Lehrerbildungsanstalt, sondern an die Werkkunstschule in Hildesheim (wo er dann später selbst als Dozent auftrat) – Thema: Innenarchitektur. nach dem dritten Semester hatte ihm sein Professor geraten, fortan lieber an der Hochschule für bildende Künste in Hamburg weiter zu studieren, dort könne er mehr lernen, zum Beispiel bei Professor Edgar Horstmann. Warum er ihm den empfohlen hatte, ist nicht recht zu ergründen – wenngleich ich, wie seltsam, einen schön gedruckten Vortrag über den „Innenausbau von Schiffen“ von ihm habe. Doch in keinem der vier, fünf Hamburger Architekturführer erscheint er mit einem Bauwerk; sein Name wird

nur bei einem riesigen Gebäudekomplex an der Hamburger Straße im Stadtteil Barmbek genannt, den ich in einem Artikel als „Verkaufsschlachtschiff“ kritisiert hatte: einem gewaltigen, von drei Bürohochhäusern pointierten, über einen halben Kilometer langen Einkaufszentrum ohne jeden urbanen Charme, vor allem: ohne genügend Platz, der nicht kommerziell definiert gewesen wäre. Horstmann wurde dabei als „künstlerischer Oberleiter“ erwähnt.

Aber vielleicht war es tatsächlich der Schiffsausstatter Horstmann, der den Hamburger Studenten damals interessierte, genauer: dieses Thema, über dessen Folgen ich später genauer berichten werde. Der ehrgeizige junge Mann bestand so bald wie möglich sein Examen – und war ein Innenarchitekt, der sich offensichtlich von seinem Metier schnell hat faszinieren lassen. Wie anders sollte man sich sonst erklären, dass der 22-jährige alsbald im Constanze-Verlag auftauchte und sich für die Vermittlung seiner Berufsbotschaften für die Allgemeinheit interessierte, also: für die kenntnislose, dilettierende Allgemeinheit seiner Zeitgenossen, die niemals, erst recht nicht in den Schulen eine Geschmacksbildung erfahren haben, um sie zu unterrichten, indem er ihnen Vorbilder baute und zeichnete, also in öffentlichen Zeitschriften vor Augen führte.

Bald arbeitete er nicht mehr nur für „Constanze“ und „Brigitte“, sondern auch für die Blätter des Jahreszeiten Verlages, für die „Für Sie“, für „Zu Hause“ und andere, auch die „HÖR ZU“ nahm Notiz von ihm. Und schon 1958 ließ sich das im Entstehen begriffene Deutsche Fernsehen von ihm neugierig machen – und gab ihm zehn mal im Jahr eine eigene Sendung, bei der ihm die bald populäre Angelika Feldmann assistierte: dreiviertelstündige unterhaltsame Unterweisungen im schöneren Wohnen – was auch dort in Wirklichkeit immer bedeutete: im vernünftigeren, einfallsreicheren, nicht teuren, angenehmen Wohnen. Er hat das mehrere Jahre lang tun können.

Für den damals hoch angesehenen WK-Verband- wobei WK für Wohnkultur stand- fertigte er Mitte der fünfziger Jahre Pressezeichnungen von deren Möbeln an und Matrizen für die Präsentation, entwarf ein WK-Schlafzimmer. Und 1957 hatte er dann, wie erwähnt, die ersten Selbstbaumöbel entworfen. Vier, fünf Jahre darauf präsentierte er seinen ersten eigenen Stuhl, einen eleganten leichten Stuhl, für den ihm auf der Münchner Handwerksmesse 1963 die Goldplakette verliehen wurde. Später veränderte er diesen Stuhl, machte ihn „weicher“, worauf die herstellende Firma ihn auch gleich besser verkaufte. Es folgten unter anderem ein so genannter „Butler-Stuhl“, eine Art von Herrendiener mit einem raffinierten Klappmechanismus, der aus dem Stuhl eine Art von Kleiderständer machte.

Dann aber entwarf er interessanterweise auch Kindermöbel, sagen wir: Kindern endlich wirklich angemessene Möbel. Denn das war auf einmal als wichtiges Thema erkannt worden, das mich damals auch zu einem ausführlichen Artikel in der ZEIT angeregt hat. Ich konsultierte den Kieler Anthropologen und späteren Professor Hans W. Jürgensen, der das Thema zu erforschen begonnen hatte und hörte von ihm eine Philippika wider das deutsche Schul-Mobiliar: gedankenlos proportioniert, so dass es den Kindern eine falsche, ihr Wachstum schädigende Haltung aufnötigte. Und ich erwähnte in eben diesem Artikel dann auch Wilfried Köhnemann, der mit seinen neuen Kindermöbel-Entwürfen eben dies vermeiden wollte – und erfuhr von seiner Not, einen deutschen Hersteller dafür zu finden. Nein, hätten sie ihm alle gesagt, es tue ihnen leid, aber dafür gebe es leider keinen Markt, der die Produktion so teurer

Kindermöbel rechtfertigte – und billiger würden sie nun einmal nur bei großen Serien. Herr Köhnemann fand alsbald eine schwedische Firma, die begeistert zugriff und seine Möbel auf der nächsten Frankfurter Herbstmesse präsentierte – mit großem Erfolg.

Viele Jahre lang war sein Thema also nicht nur „die gute Form“, sondern immer auch die nach Möglichkeit „richtige Form“, handfest, schnörkellos, von ebenmäßiger, einladender, in die Zeit passende Gestalt, dem Auge wie dem Körper wie den praktischen Erfordernissen des Alltags gemessen.

Es wäre verwunderlich, bliebe ein so neugieriger, erfinderischer, entdeckungslustiger, aber eben auch menschenfreundlicher - und selbstsicherer – Mann wie Wilfried Köhnemann bei dem, womit er gerade Erfolg hat stehen. Indes – er hat sich immer für das Innere und das Äußere von Gebäuden interessiert.

Er war ein Innenarchitekt – aber bald wurde er auch zum Architekten. Und er fand Bauherren, die offenbar auf Anhieb Vertrauen zu ihm fanden. Nicht zufällig ist er bei der Hamburgischen Architektenkammer für beide Metiers eingetragen, als „freier Innenarchitekt“ und als „freier Hochbauarchitekt“. Er hat zahllose Räume und Häuser nicht nur möbliert, sondern oft bis ins Detail gestaltet, umgebaut, erneuert und erweitert: Häuser, Firmensitze, Etagen, Kassenhallen und Entrées, Büros und Banken, Botschaften, Restaurants und Seniorenheime, Werbeagenturen, Werften, Golfclubs und Flughäfen, Penthäuser und Hotels, auch die Botschaft der UdSSR in Bad Godesberg und Dentalklinik in Moskau. Und die sauerländische Brauerei in Warstein hat sich von ihm einen Wasserfall gewünscht, der die Empfangshalle visuell und akustisch belebe und in dem von Bruno Paul 1911 entworfenen „Zollernhof“, einem immer noch eindrucksvollen Büro- und Geschäftshaus Unter den Linden Berlins, hat er für E.ON die Hauptstadt Repräsentanz eingebaut und eingerichtet.

Man merkt: dieser Mann denkt sich jedes mal etwas, das nicht nur mit der Aufgabe, sondern auch mit dem Ort, dem Gebäude, dem Bauherrn und seinem Metier korrespondiert. Man erkennt es an formalen ebenso wie an konstruktiven Einfällen, an wiederkehrenden oder reflektierten Motiven, an der Raumgliederung, der oft raffinierten Beleuchtung, den Fußböden, den Wänden, oder den Decken – so etwa wie beim großen Sitzungssaal der Deutschen Genossenschafts- Hypothekenbank in Hamburg, wo er in der eleganten Kassettendecke unsichtbar Schienen angebracht hat, in die man die an einer Seite unauffällig platzierten Schiebewände ziehen kann, um den Raum ein-, zwei-, oder dreimal zu teilen.

So fügte es sich, dass er eine große Anzahl von Häusern, nicht zuletzt prachtvolle Villen restauriert, umgebaut, erweitert aufgestockt hat - oft unter den wachen Augen der Denkmalpfeleger, sei es hierzulande, sei es anderswo, beispielsweise in New York. Das eine Mal richtete er dort eine ganze Hochhaustage für eine deutsche Firma ein, in der heute E.ON ihren amerikanischen Sitz hat, im 57. Stock des 1928 errichteten, sehr berühmten, von vielen schwärmerisch betrachteten Chrysler Buildings an der Lexington Avenue, nicht weit von der Grand Central Station. Das andere Mal ging es um ein frühneuzeitliches Eckhaus am Riverside Drive, also am Hudson, in dem unter anderen der Maler Marc Chagall in den vierziger Jahren gewohnt hat: Wilfried Köhnemann war damit beauftragt, drei Etagen zu restaurieren und einzurichten.

Eigentlich wundert es da kein bisschen, dass längst auch Kreuzfahrtschiffe zu einem seiner Themen geworden sind. Bei Fahrzeugen dieser Art, vor allem von so einschüchternd ausladenden Maßen, ging es ja nicht einfach um Ausstattung und Möblierung von Kabinen und Restaurants, sondern um Gestalt und Einrichtung von schwimmenden Städten. Seine erste, eine 600-Einwohner-Stadt, die neue „Europa“, das Flaggschiff von Hapag-Lloyd, lief 1980 vom Stapel: ein fast 34 000 Bruttoregistertonnen schweres Schiff, Wilfried Köhnemann selber hat, zusammen mit dem Graphik-Designer Udo Burk, in einem opulent bebilderten Buch darüber berichtet. Ich hatte Anfang der achtziger Jahre in der ZEIT geschrieben, ein Schiff wie dieses sei längst „weit mehr als ein Hotel, eine Stadt mit Regierung und Verwaltung, mit Einrichtungen des Handels und Wandels, also der Kultur, des Sports, des Müßiggangs.“ Und es gebe dort „Wohnungen für 600 als gleich angesehene Passagiere (soziale Unterschiede spielten sich „nur im Verborgenen ab, nämlich in Kabinen mit oder ohne Fenster“). Und so sei ein Schiff wie dieses denn auch mit Haupt- und Nebenstraßen und Plätzen erschlossen und solle so einprägsam gegliedert und eingerichtet sein, dass niemand sich verlaufe und alles rasch finde: auch den „Markt“ mit Läden, Friseur, Bücherei, mit Musikstudio und dergleichen mehr, Bars, Restaurants, Clubräumen und Sälen. Alles zusammen: eine Symbiose von Technik und Architektur. Und da sich Reeder gern einen „Stil“ wünschen, der der Mehrheit gefalle, wird es leicht kompliziert: sie knausern mit Kubikmetern, denn Schiffsraum ist teuer; deshalb misst sich die Leistung des Architekten auch an der Kunst des Täuschens und an seinem Geschick, den Kompromiss zwischen Strenge und Plüsch zu finden und das Enge als weit erscheinen zu lassen. Alles dies, notierte ich, habe der Hamburger Architekt Wilfried Köhnemann „mit Phantasie und Witz“ gelöst – derselbe Architekt übrigens der anfangs eigentlich nur einen neuen Stuhl für die „Europa“ hatte entwerfen wollen.

Obwohl das „Hamburger Abendblatt“ 1981 schrieb, dass ihn mit der Seefahrt ebenso wenig verband wie einen Halligbewohner mit dem Bergsteigen, hat er dann irgendwann auch die „Hanseatic“ eingerichtet – und er hat, um das ja nicht unerwähnt zu lassen, den Fagus-Gebäudekomplex von Walter Gropius hier in Alfeld, eines der frühesten Bauwerke der mittlerweile als klassisch empfundenen Moderne, meisterlich restauriert, das heißt: ihn über 33 Jahre hinweg so erfinderisch wie möglich modernisiert, ihn gleichwohl nach den strengen Regeln der Denkmalpflege „erhaltend“ in unsere Moderne herüber geführt – und ihn obendrein mit Neubauten für neue Betätigungsfelder ergänzt. Fagus ist womöglich seine größte Leistung.

Kurzum – Herr Köhnemann gehörte zu den glücklichen Rentnern, die mit 65 nicht „den Hammer aus der Hand fallen lassen“ müssen. Er übt mithin – so wie ich selber – einen in dieser Hinsicht luxuriösen Beruf aus. Nächstes Jahr wird er 75, man wird es ihm dann immer noch nicht anmerken. Und dank seinem journalistischen Temperament ist ihm hier nun auch eine ungemein informierende, kurzweilig gestaltete Ausstellung geglückt, die keinen besseren Ort hätte finden können als eben diesen, der erstens Gropius, nun aber eben auch, nach der kongenialen Restaurierung, nicht weniger ihm zu verdanken ist.

Ich wünsche Ihnen nun allen beim Betrachten und Lesen viel Vergnügen an diesem erstaunlichen Opus.

Manfred Sack